

Der Roman des Grafen Walujew.

Als es bekannt wurde, dass Graf Walujew damit umgehe einen Roman zu veröffentlichen, wurde diese Nachricht in weiten Kreisen mit Interesse und Erwartung aufgenommen. Ist es doch eine aussergewöhnliche Erscheinung, dass ein Staatsmann, der die höchsten Stellungen im Staate eingenommen, in vorgerücktem Lebensalter die ihm gewährte Musse dazu benutzt, ein dichterisches Werk zu verfassen. Man denkt wol sogleich an Lord Beaconsfield, aber die Aehnlichkeit ist doch nur eine scheinbare. Disraeli war schon in früher Jugend Romanschriftsteller und seine bedeutendsten Werke, sowie das Ansehen, welches sie ihm in der englischen Literatur verschafft, fallen in eine frühere Zeit als die, da er die erste Stelle in der Regierung erklommen hatte. Sein «Lothar» war nur der letzte Abschluss einer längst begonnenen dichterischen Thätigkeit. Viele mochten auch meinen, der Roman des Grafen Walujew werde pikante Enthüllungen aus den hohen Kreisen des Hof- und Residenzlebens enthalten und rüsteten sich schon im voraus, bekannte Persönlichkeiten unter der leichten Verhüllung zu errathen.

Seit einiger Zeit liegt nun der Roman unter dem Titel «Lorin» im russischen Original vor, und vor ein paar Monaten ist auch die vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe in Leipzig bei Brockhaus erschienen. Der Roman spielt allerdings in der Sphäre der oberen Zehntausend, doch wer auf pikante Enthüllungen gehofft hat, der wird sich bitter enttäuscht sehen. Es ist durchaus kein Sensationsroman, was uns der Verfasser bietet, eher eine psychologische Liebesgeschichte, in die mannigfache Episoden verwebt worden. Da der Autor längere Zeit Chef der Verwaltung einer unserer Provinzen gewesen und da eine der Hauptpersonen

Est. A
Tartu Ülikooli
Raamatukogu

des Romans ein Balte ist, auch sonst in demselben bisweilen unserer Provinzen Erwähnung geschieht, so wird es nicht unangemessen erscheinen, ihm in der «Baltischen Monatsschrift» eine Besprechung zu widmen.

Geben wir zunächst eine kurze Uebersicht des Inhalts. Der Gardeofficier Lorin steht in einem Liebesverhältnis zu der schönen, unglücklich verheirateten Gräfin Iskritzki, deren Mann in Paris wüsten Vergnügungen lebt. Bei einer beabsichtigten Zusammenkunft mit ihr ist Lorin vorher veranlasst, Olga Ssobolin, die ihm bekannte Tochter des Kanzleidirectors in irgend einem Ministerium, in seinem Schlitten nach Hause zu schicken. Die Gräfin begegnet ihm, als er das junge Mädchen hinausgeleitet, wird eifersüchtig und es kommt zu einer Scene, deren Zeuge ein vornehmer Müssiggänger, der durch seine böse Zunge und Klatschsucht gefürchtet ist, wird. Auf einem grossen Balle reizt dieser Fürst Tschekalow durch seine boshaften Einflüsterungen die Eifersucht der Gräfin noch mehr und es kommt darauf zwischen ihr und Lorin zu einer lebhaften Auseinandersetzung, die mit einem Eclat in Gegenwart vieler Personen endet. Das bisher nur geahnte Verhältnis zwischen Beiden wird jetzt Stadtgespräch und die Gräfin sieht sich veranlasst Petersburg zu verlassen. Sie schreibt vorher an Lorin, den sie heiss und innig liebt, er möge sie für immer vergessen oder ihr nach Homburg folgen. So schwer es diesem wird, sich von seinem Beruf, seinen Kameraden und allen seinen Aussichten für die Zukunft loszureissen, er entschliesst sich doch sofort dazu, weil es ihm Ehre und Pflicht gegen die Gräfin, mehr noch als Liebe, zu gebieten scheinen. Er zerfällt wegen seines Entschlusses mit seinem Oheim, dem General Roschtschin, und findet Verständnis und Billigung seines Verhaltens nur bei dem Baron Ringstahl, einem Freunde dieses Oheims. So eilt er zur Gräfin nach Homburg. Nach den ersten glücklichen Wochen fühlt Lorin immer mehr, dass, wie theuer ihm auch die Gräfin und wie sehr er sich auch an sie gefesselt empfindet, er doch nicht sie, sondern eigentlich Olga Ssobolin liebt. Er wird sich selbst erst allmählich darüber klar und dieser innere Zwiespalt, in dem es ihm doch unmöglich ist die Gräfin zu verlassen, sowie das Bewusstsein eines verfehlten Lebens lassen ihn nirgend Ruhe finden, auch in Italien nicht, das er mit der Gräfin durchstreift. In Rom trifft er unerwartet mit Olga Ssobolin zusammen, die nach einer schweren Krankheit zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit in Gesellschaft

einer befreundeten Familie nach Italien gereist ist. Bei einer Begegnung mit ihr im Colosseum spricht er ihr seine Liebe aus und erkennt zu seiner grossen Freude, dass auch sie im geheimen ihn liebt. Die Gräfin fühlt nun immer deutlicher, dass Lorin nicht glücklich ist. In Como kommt es zur Entscheidung durch den Baron Ringstahl, der ihr Nachrichten von ihrem kleinen bei der Schwiegermutter zurückgelassenen Sohn bringt und sie durch seine Gespräche dazu führt, sich über ihre und Lorins Zukunft klar zu werden. Die Stimme der Mutterliebe ruft sie und sie erkennt unter schweren Kämpfen, dass für Lorins Lebensglück die Trennung von ihr nothwendig sei. So verlässt sie ihn denn heimlich mit blutendem Herzen und eilt zu ihrer Schwiegermutter. Nach der ersten Betäubung beschliesst Lorin nach Russland zurückzukehren und in Civildienst zu treten. In Petersburg hält er sich kurze Zeit auf und geht dann als Beamter zu besonderen Aufträgen beim Gouverneur Fürsten Pronski nach Krasnossersk, wo er sich recht fremd fühlt. Auf einer Dienstreise im Gouvernement erkrankt er schwer und schwebt, zurückgebracht, wochenlang in der grössten Gefahr. Unterdessen ist die Gräfin Iskritzki, auf die Nachricht, ihr Gatte sei erkrankt, nach Paris geeilt, hat ihn aufs treueste gepflegt und, da er gestorben, zur letzten Ruhestätte geleitet. Dabei hat sie sich heftig erkältet, erkrankt und leidet bald hoffnungslos an der Schwindsucht. So trifft sie in Nizza wieder mit dem Baron Ringstahl zusammen, nur noch ein Schatten gegen einst. Ihre einzige Sehnsucht ist, Lorin noch einmal vor ihrem Scheiden zu sehen; er aber liegt indessen bewusstlos am Nervenfieber darnieder. Als er ausser Gefahr ist, weilt die Gräfin Iskritzki nicht mehr unter den Lebenden. Während Lorins Krankheit ist sein Oheim Roschtschin herbeigeeilt und söhnt sich völlig mit ihm aus. Lorin, den nun nichts mehr in Krasnossersk festhält, kehrt nach Petersburg zurück und verlobt sich mit Olga Ssobolin. Mit einem Besuche, den er dem Grabe der Gräfin macht, schliesst der Roman.

Es ist, wie man sieht, ein einfacher Stoff, der des Spannenden nur sehr wenig enthält, und doch füllt der Roman im russischen Originale zwei starke Bände und in der deutschen Uebersetzung drei. Wie ist das möglich? wird man verwundert fragen. Die Thatsache erklärt sich aus der höchst lockeren Zusammenfügung des Ganzen, sowie aus der grossen Ausführlichkeit im Einzelnen. Die Composition zeigt deutlich, dass es nicht eine in der schriftstellerischen Technik geübte und mit der Gruppierung und Verflechtung

von Personen und Situationen vertraute Hand ist, welche den Roman geschrieben, sondern dass der Verfasser ein Mann ist, der, genau bekannt mit den hervorragendsten Schöpfungen der russischen und der europäischen Literatur, doch selbst zum ersten Male sich in poetischer Hervorbringung versucht. Daraus erklärt sich die sorgfältige, ja peinliche Motivirung im einzelnen, die breite Ausführung von Nebenumständen und Nebenpersonen und wieder andererseits das Lose des Zusammenhanges im grossen und ganzen. Es fehlt der Composition wesentlich an Geschlossenheit, es werden uns oft sehr detaillirte Schilderungen, Unterredungen und Bilder vorgeführt, die mit dem Gange des eigentlichen Romans kaum noch in Beziehung stehen; es werden Personen sehr eingehend charakterisirt, die auf den Gang der Handlung gar keine Einwirkung ausüben. Besonders ist das im dritten Bande der Fall, wo der Roman längere Zeit ganz still steht und wir sehr gründlich mit der Gesellschaft von Krasnosersk und der Umgegend bekannt gemacht werden. Lorins Anwesenheit an dem genannten Orte ist da der einzige dünne Faden, der diesen Theil mit den früheren Abschnitten verbindet. Aehnliches findet auch in den früheren Theilen mehrfach statt. Dazu kommt, dass der Roman durchzogen ist von Naturbeschreibungen, Reflexionen über die mannigfaltigsten Gegenstände, dass vielfach ganze Briefe eingeschaltet sind und dass, namentlich wieder im dritten Theil, sehr eingehende Erörterungen politischen Inhalts uns geboten werden. Die Darstellung selbst zeigt häufig eine gewisse Breite, so z. B. bei der Schilderung von Olga Ssobolins Krankheit, Lorins Aufenthalt in Innsbruck u. a.; auch dies ist ja bekanntlich ein häufiger Fehler bei Erstlingswerken. So wird der grosse Umfang des Romans begreiflich, der zu dem einfachen Stoffe nicht recht passen will. Wäre das Ganze ungefähr auf die Hälfte reducirt, die Theile enger zusammengeschlossen und viele nicht zur Sache gehörige Schilderungen und Episoden gestrichen, so würde der Roman gewiss einen bestimmteren Eindruck machen als in seiner gegenwärtigen Gestalt. Doch es war vielleicht gar nicht die Absicht des Grafen Walujew, einen Roman im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu schreiben. Es war, so scheint es, vielmehr seine Absicht, den Roman nur als Vehikel zu benutzen, um seine Ansichten und Gedanken über Welt und Leben, Religion und Politik, Natur und Kunst darin auszusprechen. War das sein Zweck, so lässt sich wol das Meiste in dem Buche, was mit der reinen Kunstform des Romans nicht im Einklang steht,

motiviren und rechtfertigen. Das Buch ist dann nicht sowol als einfacher Roman zu betrachten, vielmehr haben wir darin die Confessionen und Herzensergiessungen eines hochstehenden und welt-erfahrenen Mannes zu sehen, die nur an den Faden eines Romans geknüpft werden, um sie einem grösseren Leserkreise vorzulegen. Allein es ist immer mislich, zwei ganz verschiedene Zwecke auf einmal erreichen zu wollen, zumal auf dem Gebiete der Kunst. Hat ein Werk einmal poetische Form, dann kann es, ohne seine innere Einheit zu verlieren, nicht zugleich einem anderen praktischen Zwecke dienen. Diese Klippe hat auch Graf Walujew nicht zu umschiffen vermocht. Wie wir sein Buch auch ansehen mögen, an Einheit und Geschlossenheit fehlt es ihm von jedem Gesichtspunkt aus. Es wird, fürchten wir, nicht viele russische Leser finden, die davon vollständig befriedigt sind; die meisten werden das eigentlich Romanhafte, die Intrigue, Spannung und den überraschenden Wechsel der Begebenheiten darin vermissen, andere wiederum Begründung und Ausführung vieler Ansichten des Verfassers.

Was die Personen des Romans betrifft, so kann man nicht sagen, dass sie sehr dazu angethan sind, Sympathie und Interesse beim Leser zu erwecken. Die Gräfin Iskritzki ist es fast allein, welche uns wahrhaft anzieht und fesselt, sie ist wirklich lebensvoll gezeichnet. Dagegen der Titelheld, Lorin, lässt den Leser ganz kalt; er ist eine jener passiven Naturen, an denen die Literatur des russischen Romans so reich ist. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie oft und in wie mannigfacher Gestalt diese Art von Helden seit Puschkin in der russischen Literatur poetisch behandelt worden ist. Diese Rudin, Oblomow, Lorin und wie sie alle heissen, sind im Grunde immer eine und dieselbe Gestalt, sie sind willenslose Geschöpfe des Geschickes, der Verhältnisse, der Gesellschaft, von denen sie geschoben und bestimmt werden, ohne eigenen Entschluss, ohne Initiative, ohne die Kraft der Selbstbestimmung. Von den Umständen und anderen Personen hängt es ab, ob sie tragisch enden oder ihr Leben sich friedlich gestaltet. Diese Vorliebe der russischen Poeten für gebrochene oder passive Helden und Charaktere steht in einem bezeichnenden Gegensatze zu der Literatur anderer Völker, wo die Helden vorzugsweise kraftvolle, heroische, energische Persönlichkeiten sind. — Das eigentliche Ideal des Verfassers ist augenscheinlich in dem Baron Ringstahl verkörpert, der baltischer Abstammung, aber «vielmehr Russe als Deutscher» ist. Er vertritt das kluge, entschiedene Handeln, ist ein klarer, positiver

Charakter, der immer das Richtige denkt und thut, dazu wahr und aufrichtig, hochgebildet und von feinen Formen. So sehr es uns befriedigen muss, dass der Verfasser zum Träger aller genannten Eigenschaften und Vorzüge einen Balten gewählt hat, so können wir uns doch darüber nicht ohne Einschränkung freuen. Ringstahl ist nämlich, nach dem Verfasser, nicht nur Russe im staatsrechtlichen Sinn als Angehöriger des russischen Reiches — dagegen wäre natürlich nichts einzuwenden —, sondern er ist Russe geworden im Sinne der Nationalität und Sprache, und er soll ein typisches Vorbild sein für die künftige Gestaltung der Grenzprovinzen. Gegen diese Vorbildlichkeit müssen wir ganz entschieden Verwahrung einlegen und wir möchten sodann an den Verfasser als freimüthigen und hochgesinnten Mann die Frage richten, ob er wirklich glaubt, dass jemand alle Vorzüge seiner angeborenen Nationalität behalten und dennoch ganz in eine fremde Nationalität übergehen könne. Wir meinen, auch ihm wird es aus der Geschichte nicht unbekannt sein, dass bei solchen Uebergängen nicht eben erfreuliche Resultate sich ergeben, dass die von einem Volke zum anderen Uebergehenden durchweg nur die Fehler ihrer alten Nationalität behalten und dazu die ihrer neuen sich aneignen. Wir geben zu, dass in früheren Zeiten friedlichen Zusammenlebens ein solches Aufgehen in die russische Nationalität bei einzelnen Balten vorgekommen sein mag, aber typisch war es auch damals gewiss nicht. Allein in der Gegenwart, wo ein sehr grosser Theil der russischen Gesellschaft und der grösste Theil der russischen Presse die baltischen Deutschen wie fremde Eindringlinge und wie Feinde behandelt, ist für den Balten, zumal für Männer, wie der Verfasser Ringstahl schildert, die Entäusserung der eigenen und die Annahme der fremden Nationalität eine völlige Unmöglichkeit. Doch auch Ringstahl ist mit einer Einschränkung Russe geworden, er ist Russe des petrinschen, nicht des vorpetrinschen Russland. Mit dem petrinschen Russland haben wir Balten immer in gutem Einvernehmen gestanden und das ist eben unser Leidwesen, dass in der Gegenwart das vorpetrinsche Russland sich so sehr in den Vordergrund drängen will. Der Verfasser spricht bei verschiedenen Gelegenheiten seine Bewunderung und Verehrung für Peter I. aus, den er «Maximus» schlechtweg nennen will. Wir Balten theilen diese Anschauung des Autors vollständig. Verbürgt doch der erlauchte Name des grossen Herrschers die Palladien unserer Provinzen. Leider ist bei vielen Landsleuten des Verfassers die

entgegengesetzte Anschauung verbreitet, nach welcher es patriotisch ist, das Gedächtnis und die Schöpfung des gewaltigen Kaisers zu verkleinern und herabzusetzen. Es sind das die Anhänger der Partei, welcher, wie der Verfasser es höchst treffend ausdrückt, «Narva lieber ist als Poltawa».

Doch wir kehren zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück. Der Kanzleidirector Ssobolin hat zu wenig individuelles Leben, um uns lebhaft für ihn zu interessiren, und als typische Verkörperung des höheren Beamtenstandes kann er auch nicht gelten, da er dafür wieder zu persönliche Züge zeigt. Seine Tochter Olga ist zu ruhig, zu wenig leidenschaftlich, zu vollkommen, kurz, ein zu abgeblasster Charakter, um das Interesse des Lesers zu fesseln. Ausser diesen Hauptpersonen führt uns der Verfasser eine ausserordentlich grosse Zahl von Nebenfiguren vor. Von ihnen gilt meist noch in höherem Grade als von den Hauptpersonen, dass sie mehr Producte der Reflexion und des Calculs als der unmittelbaren poetischen Anschauung sind. Was durch scharfe Beobachtung der Menschen, genaue Kenntnis des Lebens, feinen künstlerisch gebildeten Sinn, klaren Verstand und gewandte Darstellung in der Schilderung von Personen und Charakteren zu erreichen ist, das hat der Verfasser geleistet. Aber die eigentlich dichterische Intuition, die ursprünglich poetische Schöpfungskraft geht ihm ab. Die Personen, die er uns vorführt, sind meist zierlich und fein geformte akademische Figuren, aber lebendige Gestalten sind nur wenige.

Gegen verschiedene Vorwürfe, die voraussichtlich seinem Romane gemacht werden würden, hat sich der Verfasser im 37. Capitel seines Buches geschickt und gewandt zu verteidigen gesucht, und man wird ihm in den meisten Punkten Recht geben können. Er sieht voraus, dass man sein Buch einen Belétageroman nennen werde, da fast nur Gräfinnen und Fürsten darin auftreten, das eigentliche Volk dagegen gar nicht darin repräsentirt sei. Gewiss hatte der Verfasser das Recht, seinen Roman in der gesellschaftlichen Sphäre spielen zu lassen, in der er besonders heimisch und bekannt ist, und es wäre sehr engherzig und unberechtigt, ihm verwehren zu wollen, den Salon der höchsten Residenzaristokratie zum Schauplatz seiner Darstellung zu machen. Diese Gesellschaftsklasse hat aber überall einen kosmopolitischen Charakter, und das freilich lässt sich nicht in Abrede stellen, dass dadurch die meisten Personen des Romans wenig specifisch Nationales haben. Den in diesen Gesellschaftskreisen herrschenden Anschauungen entspricht

es wol auch, dass an dem Verhältnis Lorins zur Gräfin Iskritzki, welches den eigentlichen Knotenpunkt des Romans bildet, keine der auftretenden Personen Anstoss nimmt, obgleich es auch vor einer weitherzigen Moral kaum gerechtfertigt werden dürfte.

Neben den auseinandergesetzten allerdings wesentlichen Mängeln hat der Roman des Grafen Walujew aber auch mannigfache Vorzüge. Schon dadurch ist er eine bemerkenswerthe Erscheinung in der russischen Literatur, dass in ihm eine ideale Anschauung waltet und er sich fern hält von der gegenwärtig herrschenden Verirrung und Verwilderung des künstlerischen Geschmackes. Seit einigen Decennien haben es sich hervorragende und hochbegabte Schriftsteller der russischen Literatur fast zur Aufgabe gemacht, eine Poesie des Hässlichen, ja des Schmutzes zu schaffen. Alle Stätten des Lasters und der sittlichen Versunkenheit werden durchforscht, Verbrechen und tückische Bosheit mit Vorliebe geschildert, gemeine, widerwärtige Charaktere mit grosser Meisterschaft entwickelt und dargestellt, mit grausamer Befriedigung der Sieg und das Uebergewicht des Schlechten ausgemalt. Ein brutaler Realismus ist herrschend geworden, der die sittlichen Mächte des Lebens ignoriert oder gar belächelt, und Kunst und Geist werden aufgeboten, um dem Leser immer wieder in der Dichtung das vorzuführen, was im Leben zu erfahren und zu sehen schon unerquicklich genug ist. Zu dieser Richtung der Literatur bildet der vorliegende Roman einen erfreulichen Contrast. Für den Verfasser giebt es noch ewige sittliche Mächte, auf denen alles Leben ruht, und er glaubt an die Leitung aller menschlichen Dinge durch eine höhere Hand. Die Poesie ist für ihn noch die Erhebung der Seelen über das gewöhnliche, alltägliche Leben, und die Bildung zum Verständnis alles Schönen in Natur und Kunst für ihn die eigentliche Aufgabe des Menschen. Der Verfasser ist in der Literatur des Abendlandes heimisch und vertraut, das zeigt mehr noch als die zahlreichen Mottos, die er den einzelnen Capiteln seines Buches vorgesetzt hat, die feine Bildung, welche uns überall entgegentritt. Es ist ein überschauender Geist, der aus dem Roman zu uns spricht, ein Geist, der vieles gesehen, vieles erfahren und vieles erlebt hat und uns nun das Resultat seines Denkens und Erlebens vorlegt. Es finden sich in dem Buche viele tiefe und geistreiche Gedanken und auch bekannte Aussprüche in eigenartiger Wendung erneuert. Nicht wenige anmuthige landschaftliche Schilderungen geben Zeugnis von einem scharf beobachtenden, künstlerisch gebildeten Auge und mit

grosser Feinheit wird oft die Empfindung der Menschen und die Erscheinung der Natur zu einem Stimmungsbilde verwoben.

Besonderes Interesse müssen natürlich des Verfassers Aeusserungen und Urtheile über russische Verhältnisse und Zustände erregen. Bei den hohen Stellungen, welche er lange Zeit im Staate eingenommen und bei seiner europäischen Bildung musste man von vornherein darauf gespannt sein, seine Urtheile und Bemerkungen über politische und sociale Fragen der russischen Gegenwart zu vernehmen. Diese Erwartung wird denn auch nicht getäuscht. In reicher Fülle finden wir Aeusserungen und Auseinandersetzungen, die über des Verfassers Stellung zu den wichtigsten Tagesfragen keine Unklarheit lassen. Manche Erörterungen im Buche nehmen sich fast wie Rechtfertigungen der einstigen praktischen Thätigkeit des Urhebers aus. Mag man auch über Einzelheiten sehr anderer Meinung sein, im grossen und ganzen wird der politische Standpunkt, den Graf Walujew in seinem Roman einnimmt, wol jedem Leser bei uns sympathisch sein. Unerschütterliches Festhalten an den von Peter dem Grossen gelegten Grundlagen der Staatsordnung und Weiterbau auf denselben im Geist und im Zusammenhang mit der westeuropäischen Cultur und Bildung — das sind die Axiome der politischen Anschauung des Verfassers. Es ist ein so zu sagen liberal-conservativer Standpunkt, den wir von ihm vertreten sehen. Er ist für Selbstverwaltung, aber um so nothwendiger erscheint ihm eine starke wohlwollende Regierung, denn das «gesellschaftliche Gewissen» gilt ihm als sehr unsicher und trügerisch. Es ist eine sehr geistreiche Bemerkung, wenn der Verfasser den Unterschied der geschichtlichen Entwicklung Russlands von der des westlichen Europa dahin formulirt, dass hier die Geschichte durchgehend einen vulkanischen Verlauf gehabt habe, in Russland dagegen neptunische Processe vorherrschend seien, gleichsam grosse Ueberschwemmungen die Epochen bezeichnen. In der Schilderung von Scenen aus dem praktischen Leben des Staates und der Gesellschaft erkennt man überall den sachkundigen Beobachter. Mag er die Zustände der Bauern und das Verhältnis der Herren zu den Bauergemeinden entwickeln, mag er uns aus genauer Kenntnis eine Consequenz der Minister schildern oder die Beschwerden darstellen, welche die regelmässigen Audienzen einem Gouverneur machen, überall hören wir ihn mit Interesse. Wie sehr der Verfasser auch von der Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit der Semstwo überzeugt ist, er verschweigt die Schattenseiten

und Mängel dieser Institution nicht, ebenso wenig als er mit seinem Spotte über die «Gerichtssaturnalien» zurückhält, obgleich er von der Nothwendigkeit der Geschworenengerichte durchdrungen ist. Ueberhaupt zeichnen sich alle Urtheile des Grafen Walujew ebenso durch offene Freimüthigkeit aus, als sie massvoll sind. Um so gewichtiger muss das herbe Urtheil erscheinen, das der Verfasser, welcher wahrlich kein Pessimist ist, über die russische Gesellschaft fällt: «Wir leisten nichts Productives. Wir schmähen, beleidigen, hassen — aber wir verstehen nicht zu lieben, noch in Anderen das Gefühl der Anhänglichkeit oder auch nur der Achtung zu erwecken.» Möchte dieser Ausspruch aus so competentem Munde nur recht beherzigt werden! Kleine Cabinetstücke sind die Briefe der Frau Moschtschin an die Fürstin Kundutow, in denen mit meisterhafter Ironie die fanatischen Bestrebungen einer gewissen Partei für Russificirung und Gründung von Bratstwow persifirt werden. Man sieht, der Verfasser gehört nicht zu den Leuten, die nicht begreifen, «dass Riga und Reval uns ganz dasselbe sind wie Krasnossersk und Belorezk».

Eigenthümlich ist die Stellung, welche die griechische Kirche in dem Roman einnimmt. Mehr als es sonst in modernen Romanen überhaupt und speciell in russischen der Fall ist, hat der Autor die Handlungen seiner Personen mit der Kirche in Beziehung gesetzt, ihre Ceremonien und heiligen Gebräuche in poetische Verknüpfung mit den Stimmungen der Helden gebracht. Ob ihm das überall befriedigend gelungen, lassen wir dahingestellt, aber die warme Liebe des Verfassers zu seiner Kirche berührt angenehm. Ueber das Verhältnis des Klerus zur Gesellschaft und zur Bildung spricht sich dabei Graf Walujew ebenso freimüthig wie einsichtig aus. Auch in dieser Hinsicht unterscheidet sich dieser Roman von so vielen anderen Romanen der russischen Literatur in der Gegenwart, dass sein Urheber sich unumwunden zum Glauben an die christlichen Wahrheiten bekennt. Es ist das, wie es scheint, das Resultat eines langen Lebens. Ein Hauch von Melancholie schwebt über dem ganzen Buch; sein Verfasser hat viel gestrebt, gekämpft und erfahren, wol auch das, was er selbst an einer Stelle sagt: «nirgend glaubt man Schlechtes so blindlings, als gerade bei uns», und so hat er das Richtige der meisten irdischen Dinge klar erkannt. So wollen wir denn unsere Betrachtung über den Roman des Grafen Walujew schliesslich dahin zusammenfassen: dem dichterischen Talente des Autors wird man nur eine sehr eingeschränkte

Anerkennung zollen können, aber wol kein Leser bei uns wird das Buch aus der Hand legen, ohne ein Gefühl der Hochachtung vor der hohen Bildung und der edlen, wahrhaft liberalen Denkungsart seines Verfassers.

Von der deutschen Uebersetzung lässt sich nicht viel Gutes sagen. Sie ist im allgemeinen fließend und verständlich, wimmelt aber von Härten, Russicismen und schielenden Wendungen und ist reich an Verstößen gegen den Geist der deutschen Sprache.

H.

Ein Wort zu Gunsten der Politik

In dem an dieser Stelle jüngst veröffentlichten Bände über naturwissenschaftliche Betrachtungen auf dem Gebiete der Politik wird in fesselnder Weise eine Parallele gezogen zwischen Vorgängen in der Natur und solchen in der Politik. Das politische Leben der Völker soll sich analog dem physikalischen Prozess verhalten, der durch Temperaturveränderung eine Aenderung im Aggregatzustand der Körper hervorruft. Die beiden Hauptpunkte dieses Prozesses sind je nach den Temperaturverhältnissen auf der einen Seite: vollständige Festigkeit resp. Unbeweglichkeit, auf der anderen Seite: gasförmiger Zustand oder vollständige Verflüchtigung der Körper. Wie das feststeht, auf Grund eines mäandrierenden Naturgesetzes, also unterliegt auch die politische Entwicklung der Völker einem ähnlichen feststehenden Gesetz. Diese Entzweiung bewegt sich nach Durchdringung verschiedener Zwischenphasen, welche die verschiedenen Stufenformen repräsentieren: gleichfalls zwischen zwei feststehenden Polen: starrer Despotie und demokratische Anarchie. Das sind Anfang und Ende aller politischen Staatsgebilde, darüber hinaus giebt es keine Form, und was sich zwischen diesen Extremen bewegt, ist auch von keiner Dauer, weil der Staat nur aus einem Conglomerat von Interessengruppen — Parteien — besteht, die in ununterbrochenem Kampfe mit einander liegen und je nach dem Obliegen der einen oder anderen Partei die politische Staatsformation entweder nach rechts oder links drängen, also zur Disposition über Anarchie. In dem ersten Falle findet eine Concentration der Kräfte und Rechte im Staatsoberhaupt statt, daher auch die grösste Mithenwirkung, insofern die Concentration der Anarchie

Ein Wort zu Gunsten der Politik.

In dem an dieser Stelle jüngst veröffentlichten Essai über «naturwissenschaftliche Betrachtungen auf dem Gebiete der Politik» wird in fesselnder Weise eine Parallele gezogen zwischen Vorgängen in der Natur und solchen in der Politik. Das politische Leben der Völker soll sich analog dem physikalischen Process verhalten, der durch Temperaturveränderung eine Aenderung im Aggregatzustande der Körper hervorruft. Die beiden Endpunkte dieses Processes sind je nach den Temperaturverhältnissen auf der einen Seite: vollständige Festigkeit resp. Dichtigkeit, auf der anderen Seite: gasförmiger Zustand oder vollständige Verflüchtigung der Körper. Wie das feststeht, auf Grund eines unabänderlichen Naturgesetzes, also unterliegt auch die politische Entwicklung der Völker einem ähnlichen feststehenden Gesetz. Diese Entwicklung bewegt sich, nach Durchlaufung verschiedener Zwischenphasen, welche die verschiedensten Staatsformen repräsentiren, gleichfalls zwischen zwei feststehenden Polen: starre Despotie und demokratische Anarchie. Das sind Anfang und Ende aller politischen Staatsgebilde, darüber hinaus giebt es keine Form, und was sich zwischen diesen Extremen bewegt, ist auch von keiner Dauer, weil der Staat nur aus einem Conglomerat von Interessengruppen — Parteien — besteht, die in unaufhörlichem Kampf mit einander liegen und je nach dem Ob-siegen der einen oder anderen Partei die politische Staatsformation entweder nach rechts oder links drängen, also zur Despotie oder Anarchie. In dem ersten Falle findet eine Concentration der Kräfte und Rechte im Staatsoberhaupt statt, daher auch die grösste Machtentwicklung, analog der Concentration der Atome

im festen Körper, im anderen Falle Decentralisation oder Vertheilung der Rechte und Freiheiten auf die Individuen, daher staatliche Ohnmacht und als Schlussphase: staatlicher Zerfall, weil der Staat sich in die Menge der einzelnen Individuen auflöst, verflüchtigt, analog der Verwandlung tropfbar-flüssiger in gasförmige Körper bei Anwendung hoher Temperatur. Dieser Process kann in vorläufiger oder rückläufiger Bewegung sich in der menschlichen Gesellschaft wiederholen, einen Ruhepunkt giebt es nicht, ebenso wenig wie eine fortschrittliche Entwicklung ohne Ende. —

So geistreich der Vorwurf, so fesselnd die Entwicklung, so wenig sich vom Standpunkte des Naturphilosophen dagegen einwenden lässt, so sehr muss vom Gesichtspunkte der praktischen Politik gegen die allzu pessimistischen Schlussfolgerungen protestirt werden.

Sollte denn wirklich in der staatsrechtlich-politischen Entwicklung der Völker kein Fortschritt ohne Ende möglich sein? Sollte die arme menschliche Gesellschaft in ihrem unablässigen Ringen und Streben nach Vollkommenheit, auch in den politischen Lebensformen, sich gleichsam nur in einer grossen Tretmühle befinden, in der nach Erreichung eines gewissen Endpunktes immer wieder von vorn angefangen werden muss?

Wo ist «Anfang» und wo ist «Ende» der politischen Gestaltungen? In der Abhandlung heisst es freilich: «Am Anfange war meistens eine Periode absoluter monarchischer Despotie» — aber vor diesem Anfang war noch ein Anfang, der war: das Volk, also die Demokratie, später theilte sich dasselbe in «Freie» und «Unfreie» und aus den ersteren entwickelte sich die Aristokratie und aus dieser erst die monarchische Despotie. Von da ging es wieder rückwärts oder vorwärts oder linksläufig, wie mans eben nimmt. Das ist richtig. Ja, aber wie viele solcher Entwicklungsphasen hat denn die menschliche Gesellschaft schon durchgemacht, um an der Hand der vergleichenden Kritik eine Gesetzmässigkeit zu finden und ein Axiom aufstellen zu können? Unsere Kenntniss wirklicher Geschichte der Menschheit erstreckt sich freilich auf ca. drei Jahrtausende, aber was wollen einige lumpige Jahrtausende beweisen! Wir wissen nur von der Entstehung, Blüthe und dem Untergang der staatlichen Gebilde der alten klassischen Welt. Da war m a n c h e s unseren Verhältnissen Aehnliche zu finden, aber noch viel m e h r Verschiedenartiges, ja so Grundverschiedenes, dass — obgleich wir an dem Beispiel der alten Welt viel lernen

können — ein Vergleich mit uns kaum zulässig erscheint. Und doch ist die Geschichte dieser Welt die einzige abgeschlossene Entwicklung, die wir kennen. Alsdann kommen gleich wir. Unsere Geschichte fängt an auf den Trümmern der alten Welt, sie ist von da ab eine fortlaufende Kette fortschreitender Entwicklung, wenn auch mit Hindernissen, aber ohne rückläufige Bewegung, und wir stehen heute noch mitten in dieser Entwicklung — und fragen: Warum soll das Ende wieder Despotie oder gar demokratische Anarchie sein? Weil es keinen Ruhepunkt geben soll — heisst es — und weil alle staatlichen Gebilde zwischen diesen beiden Extremen hin und her schwanken sollen, über die hinaus es keine Entwicklung giebt.

Allerdings, wir sehen in der uns bekannten Geschichte der Völker wol immer nur dieselben politischen Formen nach einander auftreten und aus einander sich entwickeln, weil wir es immer nur mit denselben Menschen, ihren Leidenschaften und Herrschaftsgelüsten zu thun haben, ob heute oder vor Jahrtausenden. Aber wir haben kein Beispiel dafür, dass dieselben Gestaltungen im ewigen Kreislauf sich unzählige Male bereits wiederholt hätten. Und ausser der Form giebt es noch etwas anderes: den Geist. Der Geist aber ist heute sicher nicht derselbe, der er vor Jahrtausenden war. — Das menschliche Individuum in der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation ist daher nicht mit dem Atom in der stofflichen Welt zu vergleichen, weil das Atom nur eine wesenlose Form ist, die sich nicht verändert, der menschliche Geist aber der Entwicklung, des Fortschrittes ohne Ende fähig ist, mag der Mensch als Charakter auch derselbe bleiben. Der Geist derselben Verfassungsform war daher je nach dem Culturzustande eines Volkes, je nach seiner geistigen Entwicklung und Begabung ein anderer. Die römische Republik war etwas anderes als unsere heutige schweizer Republik, und die auf Bürger-tugenden basirte Blüthezeit Roms fällt in die Zeit der geringsten Concentration, in die Zeit der am höchsten entwickelten bürgerlichen, persönlichen Freiheit des Individuums, wenn auch nur eines Theiles der Gesellschaft. Und die höchste Entwicklung der Despotie im römischen Kaiserthum vermochte das staatliche Gebilde nicht zu halten, denn dasselbe verflüchtigte sich unmittelbar in gasförmigen Zustand.

Der unendliche Fortschritt der historisch-staatsrechtlichen Entwicklung ist keine Illusion, eben so wenig wie der Fortschritt in

Wissenschaft und Cultur, mit dem er aufs innigste zusammenhängt, weil mit der fortschreitenden Cultur der Mensch in immer höherem Grade zur Lösung von sittlichen Aufgaben befähigt wird und die politische Gestaltung der Gesellschaft *sittlicher Zweck* ist.

Die Negirung einer solchen Entwicklung lässt sich doch nicht aus dem Umstande deduciren, dass man keine anderen Formen des politischen Lebens, wollen wir sagen, keine Grundformen kennt als die bekannten, die in verschiedenen Abstufungen von der starren Despotie zur demokratischen Anarchie führen können und umgekehrt.

So gewiss der menschliche Geist einer fortschreitenden Entwicklung fähig ist, so gewiss wird die politische Lebensform, wenn auch in denselben Umrissen und unter demselben Namen, von Jahrhundert zu Jahrhundert von einem anderen Wesen, einem anderen Inhalt durchdrungen sein, und darin liegt der ewige Fortschritt.

«Despotie» und «demokratische Anarchie» sind nur äussere Erscheinungen eines abnormen, krankhaften Zustandes der Gesellschaft in ihrem Ringen nach vollkommenen Lebensformen und keineswegs in ihrem natürlichen Streben begründet. So lange rohe Gewalt und Macht im Kampf liegen mit Recht und Freiheit, müssen die politischen Gebilde zwischen jenen beiden Polen ruhelos hin und her schwanken, müssen jene krankhaften Auswüchse fast als normale Erscheinungen betrachtet werden. Mit der fortschreitenden Erkenntnis jedoch des menschlichen Geistes, mit der Erkenntnis dessen, was Noth thut, mit dem Wachsen der sittlichen Aufgaben in Staat und Gesellschaft lernt der Mensch auch seine Leidenschaften und seine Herrschaftsgelüste *bezwingen* und bei allen weiteren Entwicklungskämpfen tritt die *Machtfrage* immer mehr zurück vor der *Rechtsfrage*. Das Ideal der modernen Staatsbildung wird daher der *Rechtsstaat*, gleichviel ob Monarchie, Republik oder sonst was. Hier hat also der *Geist* die *Form* überwunden und nur das *Wesen* allein wird fernerhin massgebend. Liegt darin kein Fortschritt?

Die der «autokratischen Despotie» entgegengesetzte Bewegung braucht nicht nothwendigerweise in «demokratische Anarchie» überzugehen. Wenn das aber geschieht, so war der Geist noch nicht reif die Form zu beherrschen. In diesem Falle würde nun, nachdem die politische Temperatur ihren Höhepunkt erreicht, ein Sinken derselben eintreten und dadurch eine abermalige Condensation der flüchtigen Bestandtheile stattfinden bis zum Punkte der vollständigen

Erstarrung, bis zur Despotie, und von da ab würde wiederum die rückläufige Bewegung beginnen. Dieser so treffend gezeichnete Process wird und kann sich aber nicht in alle Ewigkeit wiederholen, sondern er ist zeitlich und räumlich begrenzt durch die jeweilige Culturentwicklung eines Volkes. Unter dem Einfluss der den menschlichen Geist erhebenden und veredelnden Cultur werden auch die beiden Extreme abgestumpft, bis ein vollständiger Ausgleich erfolgt. Die centrifugale Bewegung geht immer mehr in eine centripetale über, bis in der Mitte der Ruhepunkt gefunden, und dieser Ruhepunkt ist der **Rechtsstaat**.

Der Rechtsstaat besteht aber nicht mehr aus einem Conglomerat von mächtigen und machtlosen Parteien, die im Kampf um selbstsüchtige Interessen die staatlichen Gebilde zwischen «Anarchie» und «Despotie» hin- und herzerren, sondern er besteht aus der Menge vollständig freier und gleichberechtigter Individuen, deren Rechte nur insofern beschränkt sind, als die Interessen der Gesamtheit und die sittlichen Aufgaben des Staates es erheischen. Keiner herrscht über den anderen, denn über allen gleichmässig steht das Gesetz, und die **Gesetz m ä s s i g k e i t** ist die einzige Leiterin aller staatsrechtlichen und politischen Erscheinungen.

Hier ist Ruhe in der Form mit ewiger, unbegrenzter Entwicklung im Wesen verbunden. Denn auch das Gesetz ist veränderlich und muss dem Bedürfnis angepasst werden und die staatlichen Aufgaben wachsen ins unendliche mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft.

Das Atom wird frei, wenn und indem es vom Körper sich loslöst, und nachdem alle Atome sich losgelöst haben, hört der Körper auf Körper zu sein. Nicht so der Staat. Die Emancipation des Individuums im Staat kann nie zu einer Emancipation vom Staate führen, weil das staatliche Bedürfnis tief in der menschlichen Natur begründet ist, weil die ersten staatlichen Bildungen aus freier Initiative der Menschen, der Individuen, entstanden sind. Eine «völlige Staatslosigkeit» ist ein Unding, es müsste denn der Begriff der menschlichen Gesellschaft überhaupt aufhören.

Der Ruf nach «immer mehr Freiheit» ist der Ruf nach dem Rechtsstaat, nach der gleichen, gesetz m ä s s i g e n Freiheit innerhalb der Schranken des Rechtes. **Ausserhalb des staatlichen Verbandes giebt es keine Freiheit, giebt es kein Recht.**

«Freiheit des Individuums» und «Macht» und «Autorität» des Staates sind also keineswegs Gegensätze, die einander ausschliessen. Ein mächtiger Staatswille kann nachhaltig nur da zum Ausdruck kommen, wo die Freiheit des Individuums gewährleistet ist, wo ein jedes Individuum sich nicht als ein wesenloses Atom eines todtten Körpers fühlt, sondern das Bewusstsein in sich trägt, lebendiges Glied einer auf sittlichen Grundlagen begründeten und sittlichen Zwecken zustrebenden menschlichen Genossenschaft zu sein.

F r i e d r i c h v. L o e w e n t h a l.

N a c h w o r t d e r R e d. : Mit dem Schlusssatz ganz einverstanden und überzeugt, dass der Hr. Verfasser der angegriffenen «Betrachtungen» den geschilderten staatlichen Zustand als den, freilich nur momentanen, Ruhepunkt der Pendelbewegung bezeichnen würde, kann die Redaction nicht umhin, sich gegen die etwaige Annahme ihrer Zustimmung zu den Voraussetzungen und Anschauungen des vorstehenden Aufsatzes ausdrücklich zu verwahren. Sie giebt auch nicht die Berechtigung zu, den Protest, wie geschehen, vom Gesichtspunkt der p r a k t i s c h e n Politik aus zu erheben, sondern findet vielmehr, dass gerade die nüchterne Beobachtung der politischen Vorgänge in alter und neuer Zeit und die richtige Erkenntnis, dass der gebildete Geist keineswegs den sittlichen Willen beeinflusst oder gar beherrscht, zur Unterscheidung der Entwicklungsfähigkeit der culturellen Sphäre im allgemeinen und der staatlichen im besonderen geführt habe. Das, was ist und das, was wünschenswerth wäre, wenn die Menschen anders sein könnten als sie sind, ist in beiden Aufsätzen sehr schlagend zum Ausdruck gelangt.

Notizen.

W. F. Eichhorn, «Zur jungestnischen Bewegung» St. Petersburg 1882, 95 S.

An dem kleinen Büchlein, obwol es schon vor zwei Monaten erschienen und in der Tagespresse angezeigt ist, auch vielen Lesern in seiner ersten Gestalt durch die Artikelreihe der «St. Petersb. Ztg.» vor. J. bekannt geworden, wollen wir nicht vorübergehen. Es ist immerhin möglich, dass mancher doch erst durch diese Zeilen darauf aufmerksam wird, und dass eine recht allgemeine Aufmerksamkeit ihm zugewendet werde, kann nur erwünscht sein. Es fasst im wesentlichen alle von der jungestnischen Presse geäußerten agraren Hoffnungen und Vorschläge zusammen und beleuchtet dieselben. Wer die landischen Verhältnisse auch genau kennt, aber nicht mit Ausdauer die Elucubrationen der gedachten Volksblätter verfolgt hat, wird aus ihrer Sammlung einen um so tieferen Eindruck von der Verwerflichkeit ihres Treibens gewinnen; der städtische Leser, der manchmal zweifelnd und urtheilslos den Klagen und Vorwürfen der Agitatoren gegenüberstehen mag, findet Belehrung und ein Richtmass der Anschauungen; der Bewohner Lettlands wird über die mannigfach unterschiedene Gestaltung der Agrarzustände auf estnischem Boden orientirt. Der Verfasser ist der Mann dazu, hierüber zu reden; «einen Estländer» nennt er sich, «der seit 38 Jahren mit den Bauern und für die Bauern arbeitet»; der vor bald 20 Jahren, fügen wir hinzu, die weitaus beste, aber nur sehr wenig vertriebene Entgegnung auf die Schrift «Der Este und sein Herr» hat erscheinen lassen! Aus seiner gründlichen Detailkenntnis der bäuerlichen Verhältnisse, der bäuerlichen Denk- und Sinnesweise, der bäuerlichen Liebhabereien und Lebensart heraus hat er das Wort ergriffen, diesmal nicht um die Bauern vor ihren Verführern zu warnen, sondern um alle die, die dem Treiben abseits stehen und etwa dessen Gefährlichkeit ignoriren oder dessen Unberechtigung noch nicht voll erkannt haben, eines anderen zu überzeugen. Weil der Verf. die Bauern kennt und zu ihnen zu reden weiss, darum der Hass, mit dem der «*Tallina söber*» von den Agitatoren verfolgt wird.

Fr. B.